

(Nachdruck verboten.)

49]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„Hören Sie! Ich kenne ihn gründlich, Ihren Schurken... Es ist besser, ich gehe selbst hin, um vielleicht Ihre Wechsel um den halben Preis zu bekommen.“

Jetzt leuchteten Marcelles Augen vor Dankbarkeit.

„O, Herr Saccard, wie gültig Sie sind!“

Dann zu Ihrem Manne gewandt:

„Siehst Du, täppischer Geselle, Herr Saccard hat uns nicht aufgefressen!“

Mit unwiderstehlicher Bewegung fiel er ihr um den Hals und umarmte sie. Das war sein Dank dafür, daß sie in jenen Schwierigkeiten des Lebens, welche seine Kraft zu lähmen pflegten, thatkräftiger und gewandter war als er.

„Nein! nein!“ wehrte Saccard ab, als der junge Mann ihm endlich die Hand drückte, „das Vergnügen ist auf meiner Seite: es ist so nett, daß Sie beide einander so lieb haben... Gehen Sie beruhigt nach Hause!“

Sein Wagen, der bereit stand, führte ihn binnen zwei Minuten inmitten des Gedränges der Regenschirme durch das kotige Paris und die aufspritzenden Pfützen zur Rue Feydeau. Oben angekommen, klingelte er vergeblich an der alten, farblosen Thüre, auf welcher ein Schild mit dem Worte „Rechtsagentur“ in großen Buchstaben prangte. Sie that sich nicht auf, und im Innern rührte sich nichts. Er wollte sich schon zurückziehen, als er in seinem Aerger mit der Faust heftig an die Thüre schlug. Jetzt wurde drinnen ein schlurfender Trittschall gehört, und Sigismund erschien.

„So! Sie sind's? Ich glaubte, es sei mein Bruder, der seinen Schlüssel vergessen hätte. Ich antworte sonst nie auf das Klingeln... O, er wird nicht lange ausbleiben. Sie können auf ihn warten, wenn es Ihnen darum zu thun ist.“

Mit dem gleichen mühsamen und wartenden Schritt wandte er sich wieder zu dem Zimmer, welches er nach dem Börsenplatz hin bewohnte; ihm folgte der Besucher. Es war noch heller Tag hier in dieser Höhe über dem Dunst, mit welchem der Regen die Straßen anfüllte. Von eiskalter Nacht war dieses Zimmer mit dem schmalen Eisenbette, dem Tisch nebst den beiden Stühlen und den paar mit Büchern bedeckten Brettern. Alles sonstige Mobiliar fehlte. Vor dem Kamin stand ein kleiner Ofen, der schlecht besorgt worden und vor kurzem erloschen war.

„Sehen Sie sich, Herr Saccard, mein Bruder hat gesagt, er komme sofort wieder herauf.“

Saccard aber wollte sich nicht sehen; betroffen über die Fortschritte der Schwindsucht, schaute er diesen großen, blaffen Menschen mit den Kinderaugen an, jenen traumverlorenen Augen, die unter der hartnäckigen Energie der Stirne sich sonderbar ausnahmen. Zwischen den langen Haarlocken war das Gesicht übermäßig hohl geworden, als wäre es nach dem Grab hin verlängert und verzogen.

„Sie sind leidend gewesen?“ fragte er, da er nichts anderes zu sagen fand.

Sigismund machte eine Geberde völliger Gleichgültigkeit.

„O, wie immer. Die letzte Woche war nicht gut wegen dieses garstigen Wetters... Aber es geht doch ganz gut... Ich schlafe nicht mehr, ich kann arbeiten und habe etwas Fieber, das giebt mir warm... O, ich hätte so viel zu arbeiten!“

Er hatte sich wieder vor seinen Tisch hingesetzt, auf welchem ein Buch in deutscher Sprache weit geöffnet lag.

„Verzeihen Sie, daß ich mich setze,“ fuhr er fort; „ich habe nämlich die ganze Nacht gewacht, um dieses Werk zu lesen, welches ich gestern empfing... Ein Lebenswerk, ja, zehn Jahre vom Leben meines Lehrmeisters Karl Marx, die lange versprochene Studie über das Kapital... Das ist unsere Bibel jetzt, hier ist sie.“

Saccard warf einen neugierigen Blick auf das Buch, aber die eifigen Buchstaben schreckten ihn sofort ab.

„Ich will warten, bis es übersetzt ist,“ sagte er lachend.

Mit seinem Kopfschütteln schien der junge Mann anzudeuten, daß es selbst in der Uebersetzung nur von den Ein-

geweihten begriffen würde. Das wäre kein Buch für Propaganda. Aber welche logische Kraft, welcher erdrückende Reichtum an Beweisen bei dieser unbarmherzigen Zerstörung unfreier auf dem kapitalistischen System beruhenden Gesellschaft! Stahl und leer sei jetzt die Ebene, jetzt könnte man neu aufbauen.

„Das wäre also der eiserne Besen, um alles wegzufegen?“ fragte Saccard immer noch scherzend.

„In der Theorie allerdings,“ versetzte Sigismund. „Alles, was ich Ihnen damals auseinandergesetzt habe, der ganze Gang der Umwälzung ist hier aufgezeichnet. Es erübrigt noch die tatsächliche Ausführung... Die Leute finden ja mit Blindheit geschlagen, wenn sie nicht die bedeutenden Fortschritte sehen, welche der sozialistische Gedanke mit jeder Stunde macht. Sie zum Beispiel haben mit Ihrer Universalien innerhalb drei Jahren Hunderte von Millionen in Bewegung gesetzt und centralisiert, dabei scheinen Sie nicht zu ahnen, daß Sie gerademwegs dem Kollektivismus entgegensteuern. Ich habe Ihre Angelegenheit mit leidenschaftlichem Interesse verfolgt; ja, von diesem verlorenen und so ruhigen Zimmer aus habe ich Tag für Tag die Entwicklung derselben studiert und kenne sie so gut wie Sie selbst, und ich sage Ihnen, Sie geben uns da eine herrliche Lehre. Denn der kollektivistische Staat braucht dereinst nur daselbe zu thun wie Sie, nämlich Sie im großen zu enteignen, wenn Sie die Kleinen im einzelnen enteignet haben, um das ehrgeizige Ziel Ihres maßlosen Traumes zu verwirklichen. Dieser aber besteht darin, sämtliche Kapitalien der Welt an sich zu ziehen, nicht wahr? die einzige Bank zu sein, die allgemeine Ablagerungsstätte des öffentlichen Vermögens... O, ich bewundere Sie sehr, ich würde Sie gewähren lassen, wenn ich Meister wäre, weil Sie als genialer Vorläufer unsre Arbeit anbahnen.“

Und er lächelte mit seinem blaffen, kranken Lächeln, als er die Aufmerksamkeit des andern wahrnahm, der sich darüber wunderte, den Kranken mit den Geschäften des Tages so vertraut zu finden, und auch über sein verständnisvolles Lob sich sehr geschmeichelt fühlte.

„Das einzige ist,“ fuhr er fort, „daß wir an dem schönen Morgen, wo wir im Namen des Staates Sie enteignen, Ihre Sonderinteressen durch das Interesse der Allgemeinheit ersetzen, Ihre große Maschine zum Aufsaugen fremden Goldes zum Regulator des Reichthums der Gesellschaft umgestalten werden, daß wir dann zu allernächst dieses hier abschaffen.“

Unter den Papieren auf seinem Tische hatte er ein Soufflet gefunden. Er hielt es als das ausersehene Opfer zwischen zwei Fingern hoch empor.

„Das Geld,“ rief Saccard, „das Geld abschaffen? Welche köstliche Berrücktheit!“

„Wir werden das geprägte Geld abschaffen... Bedenken Sie doch, daß im Kollektivstaat gemünztes Metall weder Platz noch Daseinsberechtigung hat. Zur Entlohnung der Arbeit ersetzen wir es durch unsre Bons: wenn Sie es als Wertmesser betrachten, so haben wir einen andern, der für uns völlig genügt und den wir dadurch erlangen, daß wir den Durchschnittswert des Arbeitstages in unsren Werkstätten feststellen... Vernichten muß man es, dieses Geld, welches die Ausbeutung des Arbeiters bemäntelt und begünstigt, welches ihn zu betrügen gestattet, indem man seinen Lohn auf die geringste Summe beschränkt, die er braucht, um nicht zu verhungern. Ist das nicht etwas Entsetzliches, dieser Besitz des Geldes, wodurch einzelne Privatvermögen angehäuft werden und einem fruchtbareren Kreislauf der Weg versperrt wird, wodurch skandalöse Königsherrschaften entstehen, die den Geldmarkt und die gesamte Produktion unumschränkt beherrschen? Unsre sämtlichen Krisen, unsre ganze Anarchie rührt eben daher... Vernichten muß man das Geld, vernichten!“

Saccard aber geriet in Zorn. Kein Silber, kein Gold mehr, nichts mehr von diesen strahlenden Gestirnen, die sein Leben erhellt hatten! Für ihn hatte der Reichtum sich immer in dem blendenden neuen Gelde verfürpelt, der wie ein Frühlingsregen unter Sonnenschein herabkam, der auf die Erde niederhagelte und dieselbe mit Gold- und Silberhaufen bedeckte, welches man mit Schaufeln um und um rührte, um sich an ihrem Glanzschimmer und ihrer Musik zu weiden.

Und diese Tröblichkeit wollte man unterdrücken, diese Ursache des Kampfes und des Lebens!

„Das ist einfältig, ja, das ist einfältig! . . . Wie kommt es so weit, hören Sie wohl?“

„Warum niemals? Warum einfältig? . . . Brauchen wir denn im Haushalt der Familie das gemünzte Geld? Dort sehen Sie nur die gemeinſame Arbeit und den Austausch . . . Wozu also das Geld, wenn einmal die Geſellſchaft nur noch eine große, ſich ſelbſt regierende Familie iſt?“

„Ich ſage Ihnen, es iſt eine Narrheit! . . . Das Geld vernichten! Aber das Geld iſt ja das Leben ſelbſt! Nichts mehr wäre ohne Geld vorhanden, gar nichts mehr!“

Außer ſich ging Saccard im Zimmer auf und ab. Als er in ſeiner Zornesaufwallung an dem Fenſter vorbeisritt, vergewiſſerte er ſich mit einem Blicke, ob die Börſe immer noch ſtand: vielleicht hate der ſchreckliche Menſch auch ſie mit einem Hauche weggeweht. Sie ſtand immer noch da, aber ganz undeutlich in dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht, gleichſam unter der Hülle des Regens zerſchmolzen, ein bleiches Börſengeſpenſt, das nahe daran war, in grauen Dunſt ſich aufzulöſen.

„Uebrigens iſt es recht dumm von mir, daß ich mit Ihnen ſtreite. So etwas iſt unmöglich . . . Unterdrücken Sie mal das Geld, ſo etwas möchte ich erleben!“

„Pah!“ murmelte Sigismund, „alles läßt ſich abſchaffen, alles wird umgeſtaltet und verſchwindet auch . . . So haben wir es ſchon einmal erlebt, daß die Geſtalt des Reichthums ſich änderte, als der Wert des Grundes und Bodens ſank, und das liegenschaftliche Vermögen, die Aecker und Wälder vor dem beweglichen und gewerblichen Vermögen zurückwichen, vor den Rentenscheinen und den Aktien; und heutzutage wohnen wir einem vorzeitigen Verfall der letzteren bei, einer Art raſcher Entwertung, denn ſo viel ſteht feſt, daß der Zinſfuß ſinkt, daß die Norm von fünf Prozent nicht mehr erreicht wird. Der Geldwert ſinkt alſo: warum ſollte nun das Geld nicht völlig verſchwinden? Warum ſollte nicht eine Neugeſtaltung des Reichthums die geſellſchaftlichen Beziehungen beherrſchen? Eben dieſen Reichthum von morgen werden unſre Arbeitsbons darſtellen.“

Er hatte ſich in der Betrachtung des Souſtücks vertieft, als träumte er, er halte den letzten Sou alter Zeiten in der Hand, einen vereinzelt Sou, der den Untergang der alten Geſellſchaft überdauert hätte. Wie viele Freuden und wie viele Thränen hatten das beſcheidene Metall abgenutzt! Dann war Sigismund in die Traurigkeit der ewig ungeſtillten menſchlichen Sehnsucht verfallen.

„Ja,“ begann er leiſe wieder, „Sie haben recht, wir werden dieſe Dinge nicht erleben, Jahre müſſen vergehen, Jahre. Weiß man ſogar, ob jemals der Nächſtenliebe die genügende Kraft innewohnen wird, um in der geſellſchaftlichen Einrichtung die Eigensucht zu verdrängen? . . . Und doch hatte ich den Sieg der guten Sache näher gehofft; ich hätte ſo gerne das Andrechen dieſes Morgenroths der Gerechtigkeit erlebt!“

Einen Augenblick klang ſeine Stimme gebrochen, in der Bitterkeit des Gedankens an ſein nahe Ende. Er, der in ſeinem Leugnen des Todes denſelben als nicht vorhanden betrachtete, machte jetzt eine Bewegung, wie um ihn beiſeite zu ſchieben. Indeffen ſahte er ſich raſch wieder.

„Ich habe meine Arbeit vollbracht, ich werde meine Aufzeichnungen hinterlaſſen für den Fall, daß ich nicht Zeit finden ſollte, aus denſelben das vollſtändige, neu aufzubauende Werk zu errichten, welches ich erträumt habe. Die Geſellſchaft von morgen muß die reife Frucht der ganzen Geſittung ſein; denn wenn man das Gute des Wettbewerbs und der gegenseitigen Kontrolle nicht beibehält, ſtürzt alles zuſammen . . . O, dieſe Geſellſchaft, wie klar ſehe ich ſie nunmehr vor Augen, endlich geſchaffen und vollkommen, wie ich ſie nach ſo vielen durchwachten Nächten endlich aufgerichtet habe! Alles iſt vorausgeſehen, alle Fragen ſind gelöſt, die höchſte Gerechtigkeit, das vollkommene Glück ſind da. Sie ſteht hier auf dem Papier, dieſe Geſellſchaft, mathematiſch und endgültig.“

Und mit ſeinen langen, abgemagerten Händen wühlte er in den Aufzeichnungen. Er berauſchte ſich an dieſem Traum der zurückerobereten und gleichmäßig vertheilten Milliarden, an dieſer Freudigkeit und Geſundheit, die er der leidenden Menſchheit mit einem Federſtrich zurückgab, er, der nichts mehr aß, der nicht mehr ſchlieſ und in ſeinem kahlen, einſamen Zimmer bedürfnislos langſam dahinſtarb.

Beim Klang einer rauhen Stimme erbebt jetzt Saccard.

„Was thun Sie denn da?“

Buſch war heimgekehrt und warf auf den Beſucher den ſchiefen Blick eines eiſerſüchtigen Liebhabers; er lebte in fort-

währendiger Angst, man möchte ſeinen Bruder zu viel reden laſſen und ſo einen Huſtenanfall verurſachen. Uebrigens wartete er die Antwort nicht ab; ſchon zankte er wie eine verzeifelnde Mutter:

„Wie! Du haſt ſchon wieder Deinen Ofen ausgehen laſſen? Ich bitte Dich, iſt das vernünftig bei ſolchem feuchten Wetter?“

Schon kniete er trotz ſeines langen, ſchweren Körpers auf dem Boden, zerbrach Kleinholz und zündete das Feuer wieder an. Dann holte er einen Beſen, ordnete das Zimmer und ſah nach der Arznei, die der Kranke zweiſtündlich einnehmen mußte. Er beruhigte ſich erſt, als er dieſen beſtimmt hatte, ſich aufs Bett zu legen und auszuruhen.

„Herr Saccard, wollen Sie vielleicht jetzt in mein Geſchäftszimmer kommen?“

(Fortſetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neues aus dem Reiche der Gartenblumen.

Auf dem Gebiete der Pflanzkultur lonzentriert ſich ſchon ſeit einigen Jahren das Intereſſe der Fach- und Liebhaberreiſe in faſt zu ſtarker Weiſe auf das Neue. Neuheiten, das ſind Neu-Einführungen und Züchtungen, lautet die Loſung, und wenn das Jahr viele Neuheiten bringt, darf man leider auch davon überzeugt ſein, daß viele alte, bewährte und dankbare Pflanzen vernachläſſigt werden, denn jeder Garten, jedes Gewächshaus des Liebhabers hat einen feſt begrenzten Raum, der nicht ungeſtraft überfüllt werden darf. Aber für Neues, Fremdes verſieht der Liebhaber gar wohl Platz zu ſchaffen; allerdings in einer oft wenig einleuchtenden Art, indem er Gutes und Bewährtes beiſeite ſchafft. Aber trotz der Nachteile, die die noch im Wachen begriffene Sucht nach neuen Pflanzen mit ſich bringt, müſſen wir den Forſchern, die fremde Länder durchkreiſen, um gärtneriſch wertvolle Pflanzen zu entdecken und einzuführen, und den Züchtern, die wohlbedachte Kreuzungen jeder Art ausführen, zu Dank verpflichtet ſein. Die Neu-Einführungen ſind vielfach von unſcheinbarer Art. Durch künstliche Kreuzungen und ſorgfältige Zuchtwahl werden aber alſobald aus ihnen immer beſtändere „Blendlinge“ herausgezüchtet. Man denke nur an unſre Gartenroſen, die Edel-Dahlien, die Chryſanthemen und andre Modelblumen, deren Stammeitern laum noch bekannt ſind und ihrer Unſcheinbarkeit halber heute auch kaum noch beachtet würden. Sie haben nur noch ein Intereſſe für den Botaniker. Selbſtverſtändlich werden auch zahlreiche Pflanzenarten eingeführt, an denen auch des kritiſchen Gärtners Auge nichts zu beſſern findet und anderſeits ſolche, bei denen man auch nichts beſſern könnte, da dieſe Pflanzen bei uns niemals keimfähige Samen bringen.

Zu dieſen Pflanzenarten gehören auch die Palmen, denn nur wenige von ihnen vermögen in unſren raffiniert ausgeſtalteten Palmenhäuſern keimfähige Früchte zu zeitigen. Unter den fortgeſetzt eingeführten neuen Palmenarten befindet ſich nur ſelten einmal eine, die einen mehr oder weniger großen Wert als Zimmerpflanze hätte. Die wirklich zur Zimmerkultur geeigneten Palmenarten kann man faſt an den Fingern abzählen. Um ſo größer iſt aber auch die Ueber-raſchung, wenn ſich zu ihnen eine neue geſellt. Wir haben eine ſolche von außerordentlicher Bedeutung aus dem Geſchlechte der Dattelpalmen zu verzeichnen. Sie führt den Namen Phoenix Roebeleni und iſt ihrem Entdecker Roebeln zu Ehren benannt. Beſonders erfreulich iſt es, daß wir Roebeln unſern Landsmann nennen können, denn mit ziemlich vereinzelt Ausnahmen fällt das Hauptverdienſt, neue, für die Gartenkultur wertvolle Gewächſe entdeckt und eingeführt zu haben, englischen Reiſenden zu. Herr C. Roebeln lebt zur Zeit in China und entdeckte die neue Palme vor einer Reihe von Jahren im nordweſtlichen Teile dieſes Landes, wo ſie vereinzelt die Fluſſufer beſiedelt. Die genaue Heimatprovinz wird aus geſchäftlichem Intereſſe zur Zeit noch verſchwiegen. Das Klima der Heimat wird als ſub-tropiſch bezeichnet; es iſt im Sommer ſehr heiß, im Winter ziemlich kalt und dann geht die Temperatur oft bis zum Gefrierpunkt hinunter. Die erſten vom Entdecker exportierten Pflanzen gingen nach England und ſpäter nach Belgien; ſie haben ſich inzwiſchen zu wahren Pracht-exemplaren entwickelt, wovon wir uns auf der letzten Gartenbau-Ausſtellung in Gent überzeugen konnten, und repräsentieren einen hohen Wert. Zur Zeit werden kleine Exemplare dieſer Palme, die kaum acht Blätter tragen, mit hundert Frank bezahlt. Inzwiſchen hat aber Herr Roebeln eine zweite Reiſe in die Heimat dieſer Palme unternommen und viele Tausende von Samen auf derſelben geſammelt, die er einem Freunde in Hildesheim übermittelte, von wo aus die aus dieſen Samen getriebenen jungen Pflänzchen jetzt weite Verbreitung finden ſollen. Phoenix Roebeleni iſt eine der zierlichſten bis jetzt bekannten Palmen, ſie wetteifert faſt an Zierlichkeit mit den kleinen Weddells Kolospalmen, die von Belgien aus in großen Maſſen nach Deutschland gelangen, und trotzdem die leiſtgenannte Art kleinere und feinere Wedel entwickelt, iſt doch die neue Dattelpalme entſchieden zierlicher.

Reider werden in deutschen Handelsgärtnereien, wenige Ausnahmen abgerechnet, fast gar keine Palmen mehr kultiviert, man hat sich ganz auf den Export aus Belgien verlassen, doch sprechen mancherlei Anzeichen dafür, daß diese wichtige Kultur auch in den deutschen Handelsgärtnereien wieder mehr und mehr Aufnahme findet, zumal aus den belgischen und oberitalienischen Spezialkulturen schlimme Palmenkrankheiten pilzlicher Natur bei uns eingeschleppt wurden. Unter allen Zimmerpalmen sind bis jetzt die Dattelpalmen die ausdauerndsten. Sie sind fast die einzigen, die man in unseren Wohnräumen sogar vor Samenlorn an zu üppiger Entwicklung bringen kann; und da die neue Art zierlich bleibt und nicht wie andre ihrer Gattung durch übermäßiges Wachstum bald lästig wird, ist ihr eine gute Zukunft als Zimmerpflanze gesichert.

Wie unter den Palmen, so giebt es, wie man weiß, auch unter den Farne nur eine ganz beschränkte Auswahl für die Zimmerkultur. Sie würden unsre besten Zimmerpflanzen sein, erforderten sie nicht einen ziemlich hohen Grad von Luftfeuchtigkeit, die ja in modernen, namentlich in geheizten und künstlich erleuchteten Wohnräumen permanent fehlt. Denn ziemlich alle Farne vertragen und verlangen nur wenig Sonnenlicht. Immerhin giebt es einige harte Farne, die auch der trocknen Zimmerluft lange zu trocken vermögen, ja sich bei sachgemäßer Behandlung sogar in den Wohnräumen befriedigend entfalten können. Zu diesen wenigen gehört ein neuer Nierenhüll-Farn, in welchem wir eine stattliche Form einer altbekannten Art vor uns haben. Er führt den wissenschaftlichen Namen *Nephrolepis exaltata gigantea*. Dieser Farn hat eine sympatrische frischgrüne Belaubung, an langen, elegant gebogenen Stielen sind die Nebenblätter zweizeilig angeordnet. Er ist eine aus Nordamerika, und zwar aus Boston stammende Züchtung und wird deshalb auch *Nephrolepis bostoniensis* genannt. Die Pflanze ist außerordentlich raschwüchsig. Ich erhielt ein Exemplar im Herbst vorigen Jahres, dessen Wachstum am Zimmerfenster während des ganzen Winters nicht zum Stillstand kam, so daß sich hier aus einer bescheidenen Pflanze im Laufe des Winters ein wahres Prachtexemplar entwickeln konnte. Das Wärmebedürfnis dieses Farns ist ein sehr geringes, er stand bei mir in einer Stube, die nur bei strengem Frost mäßig erwärmt wurde, und dies mag der Schlüssel zu meinem Kulturerfolge sein. In einem ständig geheizten, an Lufttrockenheit krankenden Zimmer würde die Pflanze heute wesentlich anders ausschauen.

Unter den schön- und winterblühenden Zimmerpflanzen sind es besonders die Begonien, denen man in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit widmet. Diese winterblühenden Sorten verdanken in erster Linie ihre Bevorzugung dem weltbekannten französischen Züchter Lemoine. Die Namen seiner besten neueren Begonien-Züchtungen kennzeichnen schon den echten Lothringer. Die Sorten, die am meisten Aufsehen erregt haben, heißen: Gloire de Lorraine und Perle-Lorraine. Die Züchtung der prächtig rosa blühenden, namentlich bei künstlichem Licht außerordentlich wirkungsvollen Gloire de Lorraine liegt schon ein Jahrzehnt zurück. Die Sorte blieb lange Jahre unbeachtet, weil man ihren Wert nicht erkannte, dann wurde sie plötzlich bei uns in Deutschland eine Modeblume allerersten Ranges, während ihr die Landsleute des Züchters auch heute noch ziemlich fremd gegenübersehen. An Reichblütigkeit giebt es keine Begonie, die dieser Sorte gleichkäme. Schöne Pflanzen sind während des ganzen Winters permanent mit Hunderten von Blüten bedeckt, und auch in der warmen Jahreszeit will das Blühen und Wachsen kein Ende nehmen. In England hat man unter Benützung dieser Sorte als Mutterpflanze viele ähnliche und geschädigte Farbpielarten gezüchtet, deren bekannteste „Caledonia“ ist, die sich durch fast weiße Blütenfarbe auszeichnet. Die ganz neue Begonie Perle-Lorraine ist mehr Blatt- als Blütenpflanze. Sie bildet schon nach einem Jahre kräftige Büsche von fünfzig Centimeter Höhe mit über daumenstarken Stämmen und hat ein wunderbares smaragdgrünes Laub, das braune bis schwarze tigerartige Zeichnung trägt. Die Blumen, die in großer Masse erscheinen, sind von blendend-weißer Farbe, am Grunde rosafarbig; verhältnismäßig klein wirken sie aber durch die Masse. Die Hauptblütezeit ist das beginnende Frühjahr. Diese Begonie ist eine ganz vorzügliche Zimmerpflanze. Sie verträgt, wie fast alle Blütenbegonien, die volle Mittagssonne nicht und gedeiht am besten an einem nach Osten gerichteten Zimmerfenster. Diese neuesten Lemoineschen Begonienzüchtungen haben das Augenmerk der Züchter auch auf alle strauchartige Blütenbegonien gerichtet, die bisher unberücksichtigt vernachlässigt wurden. Die schönste unter diesen alten, denen eine große Zukunft bevorsteht, ist die gleichfalls französische Züchtung Gloire de Sceaux. Sie wird etwa dreißig bis vierzig Centimeter hoch und bildet kompakte, dunkelgrün belaubte Büsche, die sich über und über mit verhältnismäßig großen, rosarot gefärbten Blüten bedecken. In den Handel gebracht wurden diese herrlichen Blütenpflanzen bereits im Jahre 1885, was wohl ein schlagender Beweis dafür ist, daß sich das Gute oft erst nach langjähriger Vernachlässigung Bahn zu brechen vermag.

Unter den neuen Gartenpflanzen haben wir wieder eine wahre Königin aus dem Reiche der Blattgewächse zu verzeichnen, die wir dem an Pflanzenschönen unerlöschlichen Japan verdanken. Es ist eine *Banane*, *Musa Buxoo* (japonica), die sich nicht nur durch üppigen, hochgeleganten Wuchs, sondern auch durch ganz besondere Härte auszeichnet. Sie wurde vor etwa fünf bis sechs Jahren über Italien bei uns eingeführt, und man behauptet, sie habe in Mailand eine Kälte von 18 Grad Celsius überstanden, ohne ernstlichen Schaden zu nehmen. Bald nach der Einführung hat man mit dieser Pflanze

vereinzelt Kulturversuche angestellt, so im Hofgarten zu Sanssouci und in den botanischen Gärten zu Sieben und Heidelberg. In Sanssouci hat man diese Banane schon mehrere Winter erfolgreich im Freien durchgebracht, in Sieben ist die Ueberwinterung 1901/02 unter guter Decke geglückt, und im botanischen Garten zu Heidelberg steht wohl das schönste zur Zeit in Deutschland existierende Exemplar frei ausgepflanzt in einem kalten Gemächshause. Diese Musa ist die erste Bananenart, die sich bei uns im Freien überwintern läßt, und da sie aus ihrem Wurzelstock Nebentriebe entsendet und sich bald zu gewaltigem Wuchse entwickelt, dürfte sie die bei uns zum Sommer-schmuck der Gärten bisher ausschließlich verwendete Enset-Banane an malerischer Gestalt bei weitem übertreffen. Diese japanische Banane ist eines der wenigen Gewächse, durch deren Verwendung man im Sommer parkartigen Gartenanlagen einen wirklich tropischen Charakter verleihen kann. Allerdings richten sich jetzt die Augen der Liebhaber auf dieses dankbare Gewächs, und es dürfte bald zu den gesuchtesten dekorativen Blattpflanzen gehören, zumal die malerisch gestalteten Blätter, wie bei fast allen Bananen, eine ganz beträchtliche Größe erreichen.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

oo. **Posemmel.** Sie wollten offenbar nach der Markthalle. Sie hatten ihre Taschen bei sich, schöne gehäkelte und gestickte Taschen. „Guter Einkauf“ stand auf der einen. Ihrer drei waren es: behäbig, gut genäht, wenn auch die eine etwas hager war. Bürgerlicher Mittelstand, der zu leben hat. Trotz der alten „Marktmäntel“ spürte man das volle Portemonnaie. Auf dem Bahnhofe hatten sie sich getroffen; freudestrahlend nahmen sie dasselbe Coupee. Nun konnte man wenigstens „n Wort reden“ während der langen Fahrt.

„Ja, das kommt man.“
„n wahrer Segen, daß man es kann, die Fahrt ist gräßlich. Das könn'n Sie mir glauben, Frau Inspektor. Lieber lauf' ich mal draußen und nicht in Berlin, wenn ich mich um die Fahrt drüden kann.“

Frau Inspektor war die Hagere. Sie nickte — und seufzte: „Es draußen man bloß alles so teuer.“

„Dann giebt man n Froschen mehr, de Geschäftskente woll'n auch leben,“ sagte die Dritte, die bisher schweigend geessen und ihren Mantel aufgetupft hatte. Sie war dick und prustete von der Bahnhofstreppe.

Die beiden andern lachten, es lag etwas Gönnerhaftes in ihrem Lachen. Sie behandelten die Dicke überhaupt mit Anstand — so ungefähr: Wir dulden Dich heut — aber nicht dicht heran. Die Hagere meinte: „Das sagen Sie, liebe Frau Hoffer, weil Sie selber n Laden haben.“

Die Kleine mit der guten Einkaufstasche, die sich um die Berliner Fahrt gern drückte, schlug ein neues Thema an: „Ja, die Fahrt und die teuren Preise! Ich hab's satt, vielleicht zieh' ich Oktober wieder nach Berlin. Das alte Klatschneß! Ueber alles, was man thut, wird geredet.“

„Ja, det haben je raus!“ stimmte die Geschäftsfrau bei und auch die Hagere wurde lebhaft: „Altes Klatschneß, jawohl! Ich sage auch immer, so viel Kästernäuler wie bei uns giebt es in der ganzen Welt nicht mehr. Kennen Sie die kleine Meyer? die Schwester vom reichen Seerow? Die ist die schlimmste.“

„Ich kümme're mir jar nich um de Leute,“ wehrte die Geschäftsfrau ab. Die Kleine rief jedoch: „Ob ich d i e kenne? Na, solche Giftzunge. Nichts thut sie, wie die Leute schlecht machen. Zu mir sagte sie neulich, wie ich sie besuchte, ich ginge auch recht viel spazieren. Na, und was thut sie denn? Gar nichts thut sie, im Garten sitzt sie und liest Romane und ihre Mutter stoppt ihr die Strümpfe.“

„Die soll doch man überhaupt n Mund halten,“ meinte die Frau Inspektor. „Von ihr erzählt man sich doch auch Sachen. Noch keine drei Monate lag ihr Mann im Grab, da machte sie schon wieder Jagd auf'n Doktor.“

„Na so was habe ich auch schon gehört!“ Die Kleine machte eine vielstimmige Handbewegung.

„Aber ne hübsche Frau is et,“ warf die Geschäftsfrau ein.
„Na ja, was man so nennt,“ meinte die Hagere lähl. „Was hilft auch die hübsche bei solcher Zunge.“

„Und überhaupt weiß sie's, daß sie hübsch ist,“ fiel die Kleine giftig ein, „umsonst läuft sie nicht immer nach'n Bahnhof, wenn die Jüge kommen, da macht sie bloß auf die Herren Jagd.“

„Ja, dett is 'ne feine Nummer,“ nickte die Geschäftsfrau.
„Na, id kümme're mir nich um die Leute.“

„Das ist das beste, was man thun kann,“ sagte die Frau Inspektor, und auch die Kleine stimmte zu: „Jawohl, für sich halten, sage ich auch immer, dabei kommt man am weitesten.“

„Na, wenn id dett nich thäte, läm' id aus dett Zerede überhaupt nich raus,“ sagte die Geschäftsfrau. „Wat meinen Se woll, da is de Bergemann in unser Haus, die will sich an mir rammachen. Rich in de Hand! Ja bleibe vor mir und überhaupt mit sone Tischler-frau. Wir sind doch Geschäftskente.“

„Und Sie haben ein schönes Geschäft!“ lobte die Frau Inspektor.
„Gar nicht wie solch Höfkerkeller.“ Das Letzte klang etwas spitzig.

Die Kleine lachte. Die Dide schien die Spitze aber nicht zu empfinden; sie hörte nur das Lob und lächelte geschmeichelt.

„Ja wir halten ooch was auf uns, aber sehen Se, det können de Leute nich verdragen. Nu is man'n bißten wat Vessres und macht sich nich per Du mit jeden Böbel, nu wird gleich geredt. Hat Ihnen de Bergemann nich jellasticht, det wir Sonntags ins Strandschloß jehen? Herrjeses!“

„Da verkehrt auch nur das beste Publikum,“ meinte die Hagere etwas von oben runter.

„Da kann verkehren, wer zahlen kann,“ erwiderte die Geschäftsfrau pagig. Sie hatte den „Ton“ jetzt doch verstanden; sie redte sich: „Denken Se, id wer in de Brauerei jehn, wo de Bergemann hinjehet und der ganze Böbel, und wo Sonntags de Fabrikmächens tanzen? Da jeh id nich hin mit meine Döchter; und überhaupt det beste Publikum... In't Strandschloß sigen se und thun sich dide und beim Kaufmann steht die Rechnung acht Wochen an... wie die von de Richtern aus't rote Haus.“

„Hat die so viel Schulden bei Ihnen?“ fragte die Hagere hochinteressiert. Sie hatte ihren Hochmut auf einmal vergessen.

„Die hat an allen Ecken Schulden,“ warf die Kleine ein. „Man derf ja nich drüber reden,“ meinte die Geschäftsfrau, „aber wenn id reden wollte, na...“ Sie zog die Brauen hoch. „Aber ins Strandschloß sigen und sich groß thun mit'n warm' Abendbrot...“

„Sie essen ja bloß immer Häringsalat,“ sagte die Kleine. „Häringsalat kostet nur drei Groschen... Alles was nicht viel ausgeben kann, ist Häringsalat, damit es heißt, man hat gegessen.“ Aus ihren verschmigten Augenlein flog ein ironischer Blick zu der hageren Frau Inspektor.

Die redte sich: „Erlauben Sie mal, den ist man, weil er da schön ist. Häringsalat ist doch Specialität vom Strandschloß.“

„Na ja for die, wo's zu mehr nich langt,“ sagte die Geschäftsfrau, „ich esse lieber Braten.“

„Da sind wir.“

„Bahnhof Alexanderplatz,“ schrie eine Stimme draußen. „Aussteigen!“

„Da wären wir,“ sagte die Frau Inspektor mit einem Seufzer.

„Ich wollte, ich brauchte überhaupt nicht mehr zurück! Ach ja, ich muß es noch einmal sagen: solche schändlichen Kästernäuler, wie bei uns, giebt's in der Welt nicht mehr.“

— **Max Reinhardt's künstlerisches Bekenntnis.** Das Ensemble des „Kleinen Theaters“ ist auf seiner Gastspielreise in Wien angekommen. Gegenüber einem Ausfrager des Tageblatts „Die Zeit“ hat sich nun Direktor Reinhardt über seine künstlerischen Ziele folgendermaßen ausgesprochen: „... Ich ziele auf einen veredelten, auf eine Art pittoresken Realismus und — das ist auch keine geringe künstlerische Forderung: ich trachte vor allem für die kleinste Rolle den geeignetsten und womöglich vollendetsten Schauspieler zu gewinnen... Doch vernehmen Sie als wirksamste Kunstbeichte mein Programm für die nächste Saison in meinen beiden Berliner Theatern: Zunächst beabsichtige ich eine Reihe klassischer Vorstellungen: Sophokles' „König Oedipus“, einen Shakespeare-Cyklus und darauf die Fortsetzung des von mir bereits begangenen Angenruber-Cyklus. An einem solchen Klassiker-Abend beabsichtige ich auch „Il no faut jurer de rien“ von Alfred Musset zu geben. Folgen die Satiriker-Abende, darunter ein und das andre Stück von Molière. Von modernen Dichtern sollten zunächst zu Worte kommen: Eben lange mit „Die stillen Stuben“, Heijermans mit seinem „Ghetto“, Hoffmannsthal's „Gestern“ und „Hochzeit der Sobieide“, Frank Wedekinds „So ist das Leben!“ Der jetzt vielgenannte Däne Johann Bojer mit seiner Tragödie „Theodora“, Maeterlinck mit „Schwester Beatrix“, vielleicht auch „Joyelle“ und wahrscheinlich Gorkij mit seinem angekündigten neuen Werk „Der Jude“, schließlich, um das internationale Programm zu vervollständigen: „Candide“ von Bernhard Shaw und je ein Stück von Oskar Wilde sowie von Porto-Riche.

„Und die Berliner Dichter?“ warf ich unwillkürlich ein.

„Haben wir Berliner Dichter?“ fragte Herr Reinhardt zurück.

„Nun, ich meine...“ begann ich schwächern.

„Haben wir denn Berliner Dichter?“ wendete sich nun der Direktor nochmals an seinen Dramaturgen, Dr. Kahanne, der die frühere Frage offenbar überhört hatte.

„Wir haben Stücke von Johannes Schlaf, Richard Wenderlin und Bürgermeister Georg Reides „Märtyrer“ zur Aufführung angenommen,“ gab Dr. Kahanne Bescheid...“

r. **Praktischer Halter zum Kochen von Spargel.** Um Stangenspargel bequem kochen und anrichten zu können, ohne daß die Hausfrau gezwungen ist, das mühsame Umwickeln der Spargelbündel mit Bindfaden z. vornehmen zu müssen, wird neuerdings ein recht praktischer Halter verwendet. Ein solcher Spargelhalter besteht aus zwei Halften, die sich um ein Scharnier drehen und durch eine Feder geschlossen gehalten werden. Will man in eine solche Spargelzange, die aus verzinntem Blech hergestellt ist, den rohen Spargel bringen, so öffnet man sie durch einen leichten Druck auf die federnden Handhaben. Hat man die Spargelstangen in das Innere des perforierten Halters gebracht, dann läßt man einfach die federnden Handhaben los, wodurch sich die Zange schließt. Der Spargel selbst liegt nunmehr lose in der Höhlung der Zange und wird zusammengehalten, ohne daß Beschädigungen, wie Abbrechen der Köpfe z., zu befürchten

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

sind. Mit der Zange wird der Inhalt in ein geeignetes Kochgefäß gebracht. Ist der Kochprozeß beendet, dann entleert man die Spargelstangen durch einen gelinden Druck auf die sich im Scharnier drehenden Handhaben und vermag den Inhalt so schnell und in bequemster Weise ohne jede Nachhilfe auf den Teller zu legen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— **Warmes Wasser und die Zimmerpflanzen.** Bei der Zimmerpflanzenkultur, überhaupt bei der Kultur der Pflanzen in geschlossenen Räumen, mache man sich mit zwei Fundamentalsätzen vertraut; der eine lautet: durch Kälte wird die Tätigkeit der Wurzeln unterbrochen, unter Umständen aufgehoben, geschädigt wird also auch indirekt das oberirdische Pflanzenleben; durch Wärme wird die Wurzelthätigkeit erhöht und damit indirekt die oberirdische Tätigkeit der Pflanze gefördert. Aus dem Gesagten kann sich der Pflanzenzüchter das Richtige nun selbst auswählen, und mit warmem Wasser kann man sogar ganz wunderbare Erfolge erzielen. Das weiß mancher Pflanzenzüchter; es liegt aber nicht immer in seinem Interesse, andren davon Mitteilung zu machen. Aber nicht bloß Wässer-, Blüten- und Fruchtbildung können durch warmes Wasser gefördert werden, es dient selbiges auch zur Gesundung verdorbener Zustände bei der Topfkultur.

Wenn die Topferde schwarz, schimmelig wird, wenn sie sauer oder moderig riecht, so giebt uns dieses gewöhnlich die Pflanze an ihrem Aeußeren zu erkennen, sie beginnt zu kränkeln. Da hilft nun wiederum warmes Wasser, und zwar darf dasselbe 30—35 Grad Raumwärme besitzen. Die Topferde wird gelockert bis auf die Wurzeln hin, und nun läßt man die Luft einige Stunden einwirken, damit die überschüssige Feuchtigkeit verdunsten kann. Ist schlechter Wasserabzug vorhanden, so sorge man für besseren. Möglichste Schonung der Wurzeln versteht sich von selbst. Ist die Erde ziemlich trocken geworden, so wird dieselbe so lange mit Wasser von obiger Wärme begossen, bis sich der Topf unten so warm anfühlt wie oben. Die Prozedur kann einmal wiederholt werden, aber immer nur dann, wenn die Topferde sich ziemlich trocken anfühlt. Die Wurzeln vertragen diese Temperatur ausgezeichnet, schädliche Insekten, wie die kleinen, weißen Würmchen, werden getötet oder vertrieben wie die Regenwürmer. Die Pflanze wird sich bald erholen, und nun wird man ihr in der Folge nur überschlagenes Gießwasser zuführen, im Winter wärmeres, in den übrigen Monaten weniger warmes, niemals aber kaltes Brunnenwasser. —

(F. C. Vinz im „Schweizerischen Gartenbau.“)

Humoristisches.

— **Der Asiat.** „Ist es wahr, Herr Ataké, daß bei Ihnen in Japan die Ehefrauen gekauft werden?“

„Allerdings, meine Gnädige; nur wird bei uns nicht so lange gefeilscht wie in Europa.“

— **Verhör. Amtsrichter:** „Wie heißen Sie?“

Zeuge: „Wer? ich?“

Richter: „Ja, Sie!“

Zeuge: „Salomon Kattunfaden.“

Richter: „Wo sind Sie geboren?“

Zeuge: „Wer? ich?“

Richter: „Ja, natürlich Sie! Ich rede doch hier bloß mit Ihnen!“

Zeuge: „In Neutomischl.“

Richter: „Wie alt sind Sie?“

Zeuge: „Wer? ich?“

Richter (wütend): „Rein, ich!“

Zeuge: „Sie werden so ungefähr 43 Jahr alt sein!“

— **Der Kunst-Vanause.** „Das ist wohl wahnsinniges Sauerkraut, was Sie da malen, Herr v. Pazyh?“

„Bitte, das ist eine allegorische Darstellung der Telegraphie ohne Draht!“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— **Klara Viebig's Roman „Der Müller-Hannes“** liegt bereits in sechster Auflage vor. —

— **Von Gustav Wustmann's „Allerhand Sprachdummheiten“** ist soeben bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig die dritte vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Pr. geb. 2,50 Mark. —

— **Der amerikanische Orchesterdirigent Sousa** giebt am 9. Mai in der Philharmonie sein erstes Konzert. —

c. **Ueber die Juden in London** macht der Rev. Jsidore Harris in der Zeitschrift „World's Work“ interessante Mitteilungen. Die israelitische Bevölkerung der englischen Hauptstadt zählt insgesamt 105 000 Individuen, von denen 70 000 der armen Klasse angehören und von denen 10 000 von der Wohlthätigkeit der Gemeinden leben. Die Synagogen-Vereinigung bringt jährlich eine Summe von 2 400 000 M. auf, um bedürftige Glaubensgenossen zu unterstützen. Jeder arme Israelit erhält jährlich durchschnittlich 40 Mark. Außerdem wacht die englisch-jüdische Vereinigung über die Interessen der Juden, die verfolgt werden, und unterhält überall, wo die Erziehung der jüdischen Kinder vernachlässigt wird, Schulen. —

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW